



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

Wenn das Korn fällt ...

Eine Blauderei vom lurmärkischen Erntedank

Von Bruno Giersche

Es liegt ein eigener Bauern über dem Sommermarkt in der Kurmark. Wenn der Himmel fröhlicheren Feldern glüht und an den einsamen Feldwegen die Grille geigt, dann leuchtet in dem Blau der Kornblumen und in den grellen Farbstöcken der Wohlblüten das Geheimnis unserer Scholle auf. Tiefe und schwer neigen sich dann die goldglänzenden Hähne-Saalgärne Hoffnung nach zu ähren-goldener Erntefüllung! — Und glüht die Sonne auch noch so hell, und perlte der Schweiß auch noch so dicht von den sonnengebräunten Stirnen, die Augen der Männer schnittern blieben blank und klar. Denn Erntefête sind Feiertage, und ländliche Freudenstunden trost aller Mühsal und Geschwernis. Selbst ganz alltägliche Dinge werden in dieser Zeit mittels Sprich und Lied aus dem Alltag herausgehoben. Beflünkt, Humor und Scherz verklären diese Tage mit einer eigenen Poetie.

Überall in der Kurmark wird aus den leichten Hälften eine Strohfigur gesetzt, die als Er wird aus farbenfleckigen Feldblumen und bunten Papierbündern reich geschmückt und dem Brotherrn mit folgendem Spruch überreicht:

„Wir haben den „Alten“ gemacht,
Der Herrschaft zur Ehre gebracht,
das wird höhnen, das wird schallen,
Das wird uns sehr gefallen!“

In der Seele unserer Bauern lebt noch ein uralter Ahnenstolz. Es ist dies eine Vermüthung aus dem Pofuhren, der, derweil es unsere germanischen Vorfahren, vor zwei Jahrtausenden ebenso gehalten haben. Ob das wohl noch unsern Schnittern in der Altmark bewußt ist, wenn sie die leichten Salme anfangen möchten, sie mit Wasser besprengen, sich dann im Kreise aufzustellen und mit entblößten Häuptern sprechen:



(Weltbild, Zander-Multiplex-Ex.)

Erntefesten

„Wobe, Wobe, Wobe!
Höle deinen Roff nun Gütter!
Fest Dittel und Dorn,
Über das Jahr wieder Korn!“

Erscheint während der Erntefête der Brotherr auf dem Felde, so wird er von der Schnitterin mit einem Strohband gebunden. Sie tut es mit einem Spruch:

„Ich habe vernommen,
Der Herr ist gekommen.
Wir wollen ihn binden
Mit fleiblichen Dingen;
Mit fleiblichen Sachen,
Die dem Herrn Freude machen!“

Mit einem Kreitkunk für seine Bettkissen gesetzlich „kant“ sich der Brotherr los. —

Der Höhepunkt unserer Erntefête liegt aber in dem Erntekreis. Aus einer schweren Garde wird von den Bindefrauen der Erntekranz angefertigt, der man mit Feldblumen und bunten Bändern schmückt. Dieser Kranz, der oft die Form einer Krone hat, wird von der Borschnitterin dem Bauern überreicht, und sie empfängt dafür den üblichen „Erntekreis“. Die Neberehrung des Erntekranzes ist immer mit einem alten Kranzspruch verbunden. Einer der schönen Sprüche dieser Art, den wir in der Kurmark antreffen, ist folgender:

„Guten Tag und gutes Glück
Alle Stund und Augenblick —
Ich komme hierher geforscht,
Das Korn ist abgeschnitten,
Ich komm' hierher beschieden,
Die Ehre zu bedienen,
Ich bring' einen Kranz,
Der hat einen herrlichen Glanz.
Er ist nicht von Dittel und Dorn,
Er ist von Blumen und reinem Korn.
Er ist nicht häßlich, er ist wohl ganz.
Er ist gewachsen auf dem Herrn sein Land.
Der Kranz ist gebunden,
Der Garde sind gebunden,
Sie steht im Tanz,
Wohr ist als fest gebunden,
Desto feher ist dieser Kranz gemünden.
Wir haben gehaßt in fröhlichen Stunden,
Wir haben gehabt, daß der Sand gestraußt.
Der Herr und die Frau werden aufzutragen,
Doch sie der Tisch beugt,
Hier zum Tanz! Siel zum Sprung.
Es wird schillen, es wird schallen,
Es wird uns allen recht wohl gefallen!“

Wir wünschen einen gesegneten Erntekreis!“

Derweil warten auf der offenen Tenne schon lange Tänzerlein auf die Gäste. Der Bauer und seine Gefolgschaft vereinigen sich zum frohen Erntefestmäus. Vergessen ist alle Mühsal und Geschwernis der lebten Wochen. Frohsein und Zufriedenheit laden auf allen Gesichtern. — Und dann drängt das Jangvol zum Tanz. Geig und der Drummbass schaunzt den festen Takt dazu. — Schnell und schnell vermischen die kurzen Stunden der Spätsommernacht. Wenn im Osten der sommrale Raum des jungen Morgens purpur erblüht

und auf den Größern der Kühle Tau verliert, spielt die Musik zum letzten Tanz auf. —

Und dann liegt das reiche Achengold wohlgeborgen in der sicheren Scheuer. Tagelang summt dann die Dreschmaschine ihr ein töniges Lied. Welt und Dornenwall war der Weg von der sprühenden Jungfaul bis zum reichen Achengold. Viel Hoffnung und Glau-
ben und Vertrauen lag an diesem Weg. Vielleicht mag dies unserer märkischen Bäuerin noch einmal durch den Sinn gehen, wenn sie dann vor dem Bacten steht und das erste

Brot aus dem frischen Mehl zum Brotzen ein-
schießt. Denn man merkt es ihr an, daß ihr dieser Augenblick groß und heilig ist, derweil sie dabei den alten heimischen Brotsiegen erwähnt:

„Das liebe Brot ist im Osen.
Der Herr soll es bewahren.
Hinein wie ein Laubblatt!
Alle, die davon essen,
Soll der Herr schützen!“
Heraus wie ein Blüograd!

Lebter für Haus und Ader mitverlieren als in die Schule laufen sehen. Aber auch sonst hilf-
ten sie das gute Bernen für unmöglich Ballast,
der nichts anderes als Unzufriedenheit schaffe
und die Kinder womöglich dem Landesleben ent-
fremde.

So blieb der Will des Königs Friedrich
Wilhelm I. in Bezug auf die allgemeine
Schulpolitik und eine rechte Bildung der Ju-
gend unerfüllt; und selbst seinem Sohn und
Nachfolger dem „Alten Fritz“, gelang es mög-
lichst dieses Ziel zu erreichen, obwohl auch er
eindringlich auf dem Standpunkt stellte, daß
die Erziehung der Jugend als einer der
hauptsächlichsten Zweige zur Sorge des all-
gemeinen Wohl angezettelt werden müsse,
benn sie sie auf alles ihres Einschlusses. Wer-
tvolle Helfer Friedrich des Großen auf diesem
Gebiet waren der Minister von Zedlitz, Ober-
landesforstmeister Buschfeld und Gherhard von
Rochow auf Reichen, dessen schulreformatorische
Wirkung in seinen Gütern vorbildlich
geworden ist für ganz Deutschland. Er
ließ nicht nur — zunächst in Reichen — aus
eigenen Mitteln ein den gesundheitlichen An-
forderungen genügend neues Schulhaus
bauen und berief dorthin einen Lehrer von
Rus, sondern bestätigte sie auch als praktischer
Schulmeister. So schrieb er als erstes eine An-
leitung für Lehrer unter dem Titel: „Versuch
eines Schulbuchs für Kinder der Landleute
oder zum Gebrauch in Dorfschulen“, das 1773
in Druck erschien. Besonders darin war auch,
daß Rochow für eine bessere Ausbildung und
Befolzung des Lehrers eintrat.

Interessanter Aufsatz hinsichtlich der do-
matlichen Lehrergesetzgebung ist eine Ausstellung aus „der Schrift des Bildungswesens“. Danach waren im
Jahre 1776 in den gesamten Kurmark 1780
hinterthürener Lehrer und Schulmeister“ vorhan-
den. Von ihnen begannen mit 49 ein Jahresge-
halt von über 100 Taler und 33 gerade 100
Taler, während die Mehrzahl nur 100—50
Taler und viele sogar noch weniger — ab-
hendend bis auf 5 Taler pro Jahr — erhielten.
Da die sogenannten Winterlehrermeister wurden
aus der Staatskasse überwaupt nicht ent-
lohnt, sondern von den Eltern der Winter-
schüler noch Gutsdienen abgefordert. Aller-
dings hatten jene Schreyerinnen, die meist auch
das Küsteramt mit versahen, aus diesem noch
einige Einnahmen; aber alles in allem waren
sie so knapp gestellt, daß sie keine „großen
Sparten“ zu machen vermochten und viele
noch auf andere Nebenwerke angewiesen
waren (handwerkliche Arbeiten, Landwirt-
schaft, Dienensachen usw.).

Ein Kapitel für sich war ehemals auch die
Schulhausfrage überall in unserer märkischen
Heimat. War überhaupt im Dorfe ein beson-
deres Schulhaus vorhanden, so war dies meist
eine halbheruntergekommene Kate, in der dann auch der
Schulhalter mit seiner Familie sein Leben
lebte. Oft aber mußte in einem Raum eines Bauernhauses der Unterricht er-
teilt werden; selbst Scheunenmänner mußten
dahin herhalten, wo dann in solchen Sälen
durch „gebrochen“ wurde — meist aber „leeres
Schoß“ oder die Kinder von der Hand des
Schulhalters mit einer lebigen Faule re-

W. F. Zimmermann.

Märkischer Schulbetrieb in der „guten, alten Zeit“

Ein Kind von hundert Jahr
ist zu lebten schlecht fürwahr.
Zwingt du alten Hund ins Bank,
so magst du hütten deine Hand.

Diese alte germanische Parabel sagt uns un-
befriedige Wahr- und Weisheiten. Sie klei-
det die Tatsache in Worte, daß auch der Mensch
in der Jugend gut ge- und erzogen werden
muß, soll er später als Mann von seiner
eigenen Stärke in der Volksgemeinschaft ord-
nungsmäßig ausfüllen. Und auf dieser Er-
ziehung gehört bekanntlich auch die wissen-
schaftliche Ausbildung, also die schulische Ar-
beit an unserer Jugend. Wie kennen es ja
seit Generationen gar nicht anders, als daß
unser Kinder vom 6. bis 14. Lebensjahr
pflichtig nach der Schule befreuen und an-
schließend noch 4 Jahre lang Fortbildungsun-
terricht genießen müßten, um sich das not-
wendige elementare Maßzug für den Lebens-
kampf zu schaffen. Diese Segnungen, die von
unserem Nachwuchs gar nicht als solche er-
kannt und gewürdigt werden, sind aber noch
nicht so lange Allgemeinheit, wie man gemein-
lich glaubt. Denn noch vor 100 bis 150 Jahr-
ren war die allgemeine Schulbildung ein
Traum, der damals zwar schon zu Papier ge-
bracht, aber noch nicht in Erfüllung gegangen
war — jedenfalls nicht im vollen Umfange.

Blättert man in der Geschichtschrift zurück bis in die Zeit der ersten Preußenkönige, so fin-
det man immer wieder Anfälle, die sofern
dieselten, die Volksschulbildung allgemein zu heben
— das Schulwesen nicht nur an hessern und
auszubauen, sondern auch den Schulzwang
einzuführen. Aber auch in diesem Falle, wollte
gut seine Worte haben. Die ersten
energischen Schritte mit dem Ziel der Einflüs-
sung der Schulzucht wurden von Friedrich
Wilhelm I. getan. Er befahl zwar den Schul-
betrieb und einen geregelten Unterricht, aber
dieser Befehl ist nur stückweise Folge gelebt
worden. Interessant sind in diesem Zusam-
menhange

**Bestimmungen über das Kirchen- und Schul-
wesen,**

die er am Anfang seiner Regierung (1713-1740)
erlassen hat und die in allen Kirchen zur
Kenntnis der Gemeinden gebracht wurden.
In dieser königlichen Verordnung wurde u. a.
verlangt:

1. Dass alle Kinder von Jugend auf im
Christentum sollen unterrichtet werden,
also daß keines zum Abendmahl sollte ge-
lassen werden, wodurch die Artikel christ-
lichen Glaubens nicht verfehlt.
2. Dass alle Kinder vom 5. Jahr an zur
Schulen sollen geholt werden und be-
sonders sollen die Kleinen so über Feld
gehen müssen, den ganzen Sommer durch
bis Michael, zur Schule gehen; die
Großen aber von Michael bis Ostern.
3. Es sollen tüchtige Schulmeister angeordnet
und zuvor vom Inspectore examinirt
werden.
4. Sollen die Kinder fertig lesen und im
neuen Testamente lernen aufschlagen.
5. Sollen in der Schule zum wenigsten zwei
Büchern sein und aus den Kirchenbüchern
angeschafft werden.

6. Sollen die Kinder den Katechismus
zuerst mit der Auslegung und den Kern-
sprüchen kennen und auswendig lernen.
7. Soll der Pfarrer eine Konfirmation von
den Kindern haben, und die Schulmeister
sollen alle Sonntage dergleichen den Pfarrer
bringen von den Kindern, so entweder
garnicht oder doch unfehlig kommen.
8. Alle Kinder ohne Unterschied des Standes
sollen an der Katechismus sich einstufen,
nurbrigens sie nicht zum Abend-
mahl gelassen werden.
9. Sollen die Pfarrer zweimal in der Woche
fachleitern, einmal mit den noch sehr
Einfältigen, das andernmal mit denen so
eins sehr begriffen haben.
10. Die Kinder sollen vom Inspectore bei den
Visitationen konfirmirt werden und die
untrüchtigen von ihm abgewiesen werden.

Dieser Uflos, so gut er gemeint war, zeigt,
dass damals die Kirche und die mit ihr zu-
sammenhängenden Dinge meistens vor der
Arbeit der Schule und den ihr zugeordneten
Aufgaben standen. Und selbst im Schul-
unterricht stand die Religion im Vordergrund,
Bibel, Katechismus und Gesangbuch waren zu
jener Zeit noch die einzigen Lehrbücher für die
Schuljugend, die im übrigen in erster Linie
dass Lesen lernte, während Schreiben und
Rechnen als Lehrfächer noch nicht allgemein
waren. Das Klingt zwar unglaublich, erklärt
aber ohne weiteres aus der Tatsache, daß
damals Personen das Lehramt ausübten, die
z. T. selbst den ihnen zugesetzten Titel „Schul-
halter“ an unrichtige führten, denn es waren
keine vorgebildete Lehrer, sondern in der
Regel Handwerker oder ausgediente Soldaten,
die die Wissenssäfte durchweg ein „Buch
mit sieben Siegeln“ wußten. Es muß um die
Kenntnisse jener Schulhalter manchmal mehr
als trieflos bestellt gewesen sein, und auch in
unserer engeren märkischen Heimat haben
Männer in den Schulstufen regiert, die
sich Schreibens und Rechnens unfundig waren
und sich haben daran beschönigen müssen, die
Kinder lediglich das Lesen — und auch das
oft noch flümmlich genug — beauftragen.
Teilweise wurde solche Schularbeit sogar für
genügend befunden; auch von vielen Eltern,
die ihre Kinder hauptsächlich im Sommer viel

Sage raunt . . .

Um Friedrich Wilhelm den Großen Kurfürsten

Das Jahr 1888 kann man das „Jahr des
Großen Kurfürsten“ benennen, denn vor 250
Jahren, am 9. Mai 1888, hat dieser atel-
würdige, energische Fürst die Augen geschlossen
und am 28. Juni 1875 lagte er bei Berlin
in der Havelland in der Kurbrandenburg
eingefallenen Schweren aus dem Lande
heraus. Es ist selbstverständlich, daß man aus
Anlaß dieser Daten dieses Mannes lebt
gefeiert, denn ein Volk ehr sich selbst in seinem
Großen. —

Wie um alle bedeutenden Gestalten der Ge-

schichte hat auch um Friedrich Wilhelm von
Brandenburg eine Sage ein wundersam ge-
heimnisvolles Gewebe gesponnen. So erzählt
sie u. a., daß vor der Schlacht bei Leuthen
der Landrat v. Briesk des dortigen Kreises
in Rothenow mit ihren Truppen legenden
schwedischen Offiziere auf sein Gut Kurland
eingeladen habe. Dort seien sie von ihm trun-
fengemäß und es damit ermöglicht worden,
daß der Kurfürst jene feindliche Belagerung
überwimpeln konnte, nachdem benannter
Landrat zuvor brandenburgische Metter als
Kürscher und Branknechte verkleidet einen

ganzem Bier- und Branntwein-Zug zu lassen.
Schweden in Rathenow hätte führen lassen.
Belanier ist die Geschichte vom ~~Prinzen~~
deutschem Pferdetausch, die Heinrich v.
Kleist in sein Drama „Der Prinz von Homburg“
hineinverwoben hat. Der Stallmeister
v. Kroben habe nämlich seinen Herrn, der

„Guten Tag, Herr Schmied!“ rief der Schmied, der einen Schimmel in den Schlagt bei Schreibertitt und dadurch die feindlichen Angeln auf sich lenkte, gebeten, das Pferd mit dem feindigen, einen weniger auffälligen Brauen, zu verlaufen. „Der Kurfürst habe eingemittelt, und kaum habe der Stallmeister den Schimmel bestiegen, so sei er von einer schwäbischen Stückfliege ausrissen worden. Der Wirklichkeit entspricht diese Erzählung nicht. —

Ganz eigenartig ist ein Erlebnis, das Friedrich Wilhelm mit einer Biscuarerin in

Griedrich Wilhelm mit einer Eheginnerin, in der Nähe von Schwerin, d. D. gehabt. Diese war eine Tochter des Oberst von Mörner, der sich damals in der Besetzung des Fürstentums befand, nördlicher niedergeschleben hat. Beleutniglich ließ der Große Kurfürst für die Kinder aus seiner zweiten Ehe, die den Titel „Markgrafen von Brandenburg“ erhielten, ein ihrem Range entsprechendes Schloß bauen und anschließend einen weitausläufigen Park anlegen, und zwar an der kleinen märkischen, aber idyllisch in einer fruchtbaren Landstufe, an der Ober- d. gelegenen Stadt Schwerin. Griesbach ist gleichzeitig ein Ort, der genannt ist. Oberst a. Mörner dort die Arbeitsette an Schloß und Park und kam dabei an eine etwas abseits gelegene Landstraße. Da gewohnten der Kurfürst und sein Begleiter am Morgenrand ein altes Bett, einer Eheginnerin ähnlich, sitzen. Der Kurfürst, ergrimmig über solch berumwissendes diebstähles Gestinde, wollte mit seinem spanischen Rohr dem Weib

einen Hieb versetzen und es auf die Weise von dannen jagen. Wie sie aber an die alte Bettel heranfanden, war diese nicht mehr zur Stelle, vielmehr sah dort ein schönes junges Weib, allerdings auch vom Zigeunervulv, aber sonst sauber und leidlich gekleidet. Als nun sonst Auffällig sie antrat und nach dem Berühren der Alten fragte, schüttete die junge Bäuerin nur traurig den Kopf und erwiderte, die

großen dunklen Augen auf ihn richtend: „Nix da anker mir! Aber du will denn schönen Herrn etwas was aus seiner Hand, wofür er mir danken wird.“ Friedrich Wilhelm, ein aufgeläuteter Mann, wollte von derartigem Hoffnungslos nichts wissen; erkt auf Zureden des Botschafters, schreit er: „Begne mir nicht wieder!“ und schlägt die Hand vor die Brust: „Wie kann ich dir das tun?“

Jeder, der die Reichshauptstadt kennt, weiß, wo das flüssig-schöne in einem alten und großen Saal fürstlich steht, von dem berühmten Baumeister und Bildhauer Schäffer entworfen und dem Erzgießer Jacobi gefertigt. Der Fürst ist in antiker Waffenrüstung dargestellt. Die wenigsten aber werden wissen, daß der Minervaspof auf seinem Schild die Kopf eines Kindes ist, das Friedrich Wilhelm in der Feuerkettner Schlacht verlassen und meinend in einer Wiege am Wege gefunden habe. Er habe es auf das Pferd genommen, und das Kind sei sein Schutzengeist, so daß er unverletzt aus dem Schlachtgefümm heraustgekommen sei. Tatsache ist jedoch auch, daß das Kurfürstliche Pferd an befehligen Denktal seine Hufeisen aufweist. Die Sage will wissen, daß sie Schäffer deswegen

nicht angebracht habe, weil der Fürst unerkannt durch sein Berlin zu reiten pflegte, um nach dem Rechten zu fehen, und aus diesem Grunde habe auch sein Pferd keine „eisernen Schuhe“ tragen dürfen, denn die Tritte des Pferdes wären ja dann schon von weitem zu hören gewesen.

Je mehr sich die Sage und Volksmund mit irgendeiner Persönlichkeit beschäftigen und je mehr Künstlergeist und Künstlerhand es

unternehmen, Nachbörder in Stein oder Erz von ihnen zu schaffen, desto sicherer ist es, daß solche Verhöhnlichkeiten dem Volke und ihrem Lande etwas bedeuten und beide gefördert haben. Darum gibt es auch in Brandenburg, Preußen eine ganze Reihe von Denkmälern des Großen Kurfürsten. Wir nennen nur noch dasjenige in **Küstrin** von Janensch, daß ihn als Kurprinzen mit einer **Dogue** darstellt.

Wie Driesen vor 90 Jahren eine Bürgerwehr erhielt

Es war das „stille“ Jahr 1848. Die revolutionären Stimmungen in Brandenburg waren unter dem Deutschen Bund aufgezogen. In Berlin kam es im März zu heftiger Aufruhr. Am 20. März erhielt der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher. Unter den freigelassenen, beständen sich auch die früher verurteilten politischen Verbrecher mit ihren Mietroslawist, die 1846 den Polenauftand infiziert hatten. Diese hatten nichts Befügtes zu tun, als den mißlungenen Aufstandserfolg von 1846 zu wiederholen. Die Führung übernahm wieder Mieroslawski. So kammt der Aufruhr in der Provinz Posen wieder auf, der erst mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte. Der Aufruhr in diesen beunruhigte auch die Gründungsfeier von brandenburgischen Gebiet, da man mit Lebensfeinden durch Infligenten rechnen mußte.

In der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1848 breitete sich in dem Dorfe Neuteich die Nachricht, daß sich polnische Aufständische dem Ort näherten. Die Aufregung unter der Bevölkerung, die durch den Milizenbefehl bestimmt wurde, war groß. Schreiber wurden nach Nachbargemeinden und den benachbarten Dörfern unterklopfet und um Hilfe gebeten. In der Hoffnung, die Bewilligung durch den damaligen Besitzer des Gutes Hammer, Mittelmeister von Nowow, zur Verteidigung aufzufinden. Auch Driesen wurde noch in derselben Nacht benachrichtigt. Der plötzliche Alarm, der durch den Domänenrat Steimke veranlaßt wurde, löste bei den noch wieslaf im Schloß Driesen befindlichen Bürgern einen gewaltigen Aufstand aus. Von Münd zu Münd ging es: „Die Polen sind auf dem Wege, sie sind auf dem Wege.“ Sie stoben auf den Beinen. Die Männer fammelten sich auf den Marktplätzen. Die Führung übernahm Major a. D. Neyer. Nachdem er die Leute in aller Eile, so gut es ging, geordnet und eingeteilt hatte, häufte er eine Art bataillone in Richtung Neuteich vor. Die Bataillone wurde von Oberprediger Marquardt, einem alten Soldaten - Marquardt war freiwilliger Jäger gewesen und gehörte zu den ersten Spaniern, die nach Driesen kamen - und der Bataillone über seine Erstbundungen, nach einer Stunde feierte Marquardt mit seinen Leuten jurid und berichtete, daß von polnischen Aufständigen weder in Neuteich noch in Neuteich etwas zu feiern gedenke sei. Major Neyer entlich daraufhin die Männer, die nur müde ihrer Befestigung nötigten.

Über schon nach einigen Stunden — es war
um 1 Uhr mittags — wurden sie wieder durch
die Sturmloge zur Beteidigung der Stadt
herufen. Und das kam durch eine Verwechse-
lung, die wohl aus der noch nicht geschwun-
den Aufregung der letzten Nacht zu erklären

Wie ein Raufseuer hatte sich die Nachricht von dem Antritt polnischer Aufständischer auf Driesen von Gemeinde zu Gemeinde verbreitet. Überall wurde Alarm geschlagen. Die Männer der eingeladenen Dörfer fanden sich zusammen, bewaffneten sich – teils mit Sägen und Heugabeln –, verbanden sich miteinander und marschierten in einem stattlichen Aufzug von Neuland auf Driesen zu, um der Dritte Hilfe zu bringen. Nach den erhaltenen Nachrichten müssten sie annehmen, dass die

Polen bereits vor oder sogar schon in Dresien seien. Die tapfere Schar näherte sich vorzüglich, noch allen Seiten Ausflug baltend, der Stadt. Doch was bedeutet das? Sturm, Erbfeind, magische „Hilfsmärche“? Eine Patrouille wurde vorgeholt, die erlunden und erkannt, daß die Stadt in Sicherheit war. Sie fand die Stadt in Frieden. Aber sie fanden aber Gold feststellten, das sie seitlich die Dresener in Schreden versteckt hatten und daß ihr weigener Alarm geschlagen wurde. Und das war so gekommen:

Auf dem Anger vor der Stadt arbeitende Altbürger hatten den von Neuheim anrückenden bewaffneten Haufen für Polen gehalten. Sie ließen, so schnell sie konnten, in die Stadt eilen und riefen: „Die Polen kommen von Neuheim her.“

Die angesessenen Bürger konnten es am

Wiederholung. Bei dem ersten Antritt fühlte sich niemand, der glaubte, daß die vermeintliche Polen ihre ihnen zu Hilfe stehenden Landesleute aus den umliegenden Dörfern waren. Als sie sich aber von der Wahrheit überzeugt hatten, war ihre Freude groß. Mit den Muffstövle gingen der sie tapferen Södar entgegen, hielten sie feierlich ein und nahmen sie als Helden auf die auf. Bei eintretender Dunkelheit rätselten sie bei dem, was sie hören und was sie glauben. Es kam ein großes Gelächter auf, als man hörte, daß die Polen sie nicht verstanden.

Wen nun auch die Urhefe, die durch der ehemaligen Alarum an einem Tage in die Bürgerschaft geworfen worden war, noch nach einer gewissen Ruhe wieder Platz gemacht hatte, so wollte man sich doch für die Zukunft alle Eventualitäten sichern. Deshalb wurde beschlossen, eine Bürgerschwehr zu gründen. Diese wurde dann auch mit großer Schnelligkeit gebildet. Sie bestand aus fünf Kompanien, von denen eine einzige Kompanie mit dem Titel des Schützenkamts ausgerüstet werden sollte. Die anderen Kompanien erhielten Längen. Auf Antrag ließ die Militärbehörde der Stadt eine größere Anzahl Gewehre, so daß damit zwei Kompanien ausgerüstet werden konnten. Die einzelnen Kompanien wurden geführt von Hauptmannen Sophie, Domänenrat Steinle, Gerichtsdirektor von Rabenau, Rendant Müller und Baumgärtner Berndt. In der Spize der Bürgerschwehr stand Major a. D. Reker, der zu allen Adjutanten des Gerichtsforstes für Sachen erwehrt hatte. Das neugebildete Institut musste sofortig zu machen, wurde bestimmt

Selbstverständlich mußte die Bürgerwehr instruiert, erüttelt und gefüllt. Besondere Schwierigkeiten waren bei der Ausbildung der Reiterreihe zu überwinden. Sie bestand aus 102 Reitern, die von Domänenrat Steinkopf geführt wurden.

auch eine Fahne haben. Sie wurde von den Jungenfrauen der Stadt gefertigt und zeigte den schwarzen Adler in weissem Felde mit der Umschrift: „Ertiebene Wahrheit 1848.“
Zu einem besonderen Festtag füllte die ganze Stadt wurde der Tag der Wahrheit dieses Symbols, der 30. Juli 1848. Adler und Schädel prangten im Festschmuck. Unter dem neuen Markt, jetzt Hindenburgplatz, wo in der Mitte eine mit Fahnen und Grün gesäumte Nebertreibuhne errichtet war, wurde die Wahrheit in angespornter feierlicher Weise

borgenommen. Mit den Hauptleuten an der Spitze säkten die Kompanien der Bürgerwehr geschlossen an und bildeten um die Tribüne ein Karree. Es waren 561 Mann zu Fuß und 102 Reiter. Auch die Umgegend nahm an dem Fest regen Anteil. Etwa 1900 Mann aus den umliegenden Dörfern marschierten aus allen Richtungen an. Sie nahmen hinter der Bürgerwehr Aufstellung. Ein prächtiges, farbenreiches Bild bot der Zug der 153 Jungfrauen, der Tüftlerinnen der Fahne. Sie trugen Mützenkränze auf dem Kopf. In 4 Abteilungen, jede Abteilung für sich einheitlich in einer besonderen Farbe der Kleidung, mit der Fahne an der Spitze, die Glasermeister Gebhard trug, zogen sie mit Flöten bis vor die Tribüne.

Der eigentliche Wehrkampf wurde mit dem Choral: „Lobe den Herren“ eingeleitet. Anschließend sprach Präsident Gebhard von dem Rendanten Weismann besiegelt, auf die Fahnenweiße bezügliches Gedicht. Dann übertrug Major Regier in feierlicher Form die Fahne dem Brauer Steiner, der als Träger bestimmt war. Die Wehr der Fahne wurde von Oberprediger Marquardt vorgenommen. In seiner Rede wies er auf die

zuhörerreichen preußischen Waffenoffiziere hin, und ermahnte die Wehrmänner, es ihren Vorfahren gleich zu tun, wenn einmal das Vaterland in Gefahr sein sollte. Mit dem Riede: „Uns dankt alle Gott“ schloß die Wehr. Ein taufendstimmiges Hurra als Ausdruck der Freude erscholl und grüßte die geweihte Fahne.

Gegen einen feindlichen Feind brauchte die Bürgerwehr während ihres kurzen Bestehens, sie wurde Ende des Jahres 1849 aufgestellt, nicht eingestellt zu werden. Sie wurde aber gegen einen alten Feind zum Schutz der öffentlichen Ordnung in der Stadt. Es handelte sich um kleinere örtliche Unruhen. Einmal waren es rentienteile Soldaten auf dem Gericht und ein andermal war es eine Schlägerei zwischen Leuten vom Stieg (damals noch Dorf) und Leuten vom Sande, die das Ringtreffen des Bürgermeisters notwendig machten. Im letzteren Falle wurde einer der berüchtigten Mühelöcher vor einem Wehrmann durch einen Bajonettschlag getötet.

Nach Auflösung der Bürgerwehr wurde die Fahne im Rathaus aufbewahrt, bis sie später dem Turnverein übertragen wurde.

Kirche gegangen war und gebetet hatte, der Himmel möge ihr beistehen und sie von diesem Lebel erlösen. In dem Liede lautet ein Vers folgendermaßen:

„Sie sang dahin in den grünen Grund, Wohl in den tiefen See, Drum rauschen die Wellen seit dieser und stürzen ihr Herzwohl.“ (Stund)

Schließlich sei noch im Zusammenhang mit derartigen märkischen Sagen jener kleinen Menschen gedacht, die in einer Siedlung zu einem Wehr verbreiterten Quelle im Lübenhain dem einflammt. Wanderer erscheinen, die im dichten Busch zwischen der Bahn Schwerin-Landberg und der Kunstrücke zwischen beiden Städten unweit des Wartbergsieben-Werks „Krebs“ ihr Wasser hinab zur Warte rieseln läßt. Am Rande des Quells und in ihrer Erweiterung fallen winzige Schloßköpfchen in lichten Gewänden liegen, die althistorische Spindeln drehen und mit leisen, artigen Stimmen in einer unverstümmelten Sprache ihre Liederchen dazu singen. Ihre Köpchen aber gleichen den weichen Teigroten, die wirbeln über den Wasserfliegen hinzuwandern scheinen. Wehe dem Wanderer, der sich ihnen neugierig nährt! Ihm höfeln sie sich hinein um die Füße und ziehen ihn in den ewige Schweigen im tiefen Grunde.

Die Wälder und Seen unserer engeren Heimat sind, wie schon gesagt, von mancherlei seltsamen Sagen und eigenartigen Geschichten umhoben, die eben stimmungsvollen Liebeskreis wie unheimliche Dästerleit atmen. So mancher heimischer Dichter hat sie sich wirkungsvoll zunutze gemacht, z. B. Willibald Neigis, Theodor Fontane, Heinrich Heine u. a. Wer sich mit umfänger Internahme in sie vertieft, der wird nicht nur für Geist und Herz unerschöpfliches Gewinn davontragen, sondern auch Heimat und Leben fernern, das an ihm die Welt untergeordneten märkischen Dichter Wanderer nährt wird, das an den Waldmännern, der seine Heimat liebt, die tiefste Seele treu nennt, die sagen diebstahlähnliche Wahrheit noch ergänzend das heilige Gelehrniß des heiligen Gottvergessenen neuärtlicher Dichters Zeit. Sie singt im Lüben, der im vorigen Jahrhundert lange Zeit in Südmäerkisch als evangelischer Geistlicher lebte und wirkte. Er singt von seiner Heimat aus tiefster Seele heraus:

„Ein dästig Land und doch dem Märkerherzen so lieb und kaut, Doch ihm des Südmäerkisch Schone nur Sehnen welt nach seiner märkischen Heide, Nach blühender Stein Spiegeln, versteckt im tiefen Walde, Nach alter Mäerkischer Rauhßen, voll Wunder und Seltsamkeiten.“

Kurmärkischer Bauer

Der Bauer pflegt. Der Bauer schafft. Sein Pflug ist Brod. Sein Pflug ist Kraft. Der Bauer sät. Der Bauer mäht. Die Saat, die Ernte sind Gebet.

Im Schollengrund wuchs deutisches Recht für Heimat, Ehre, Volk, Geschlecht. Aus Schollengrund wuchs deutisches Land, Geschlecht von harter Bauernsband. Viel tausend Jahre kommen, gehn — Des Bauern Werk wird ewig leben.

Franz Lüdtke.

Inhalt:

Wenn das Korn fällt. Von B. Giersche. Märkischer Schulbetrieb. Dreiöres Bürgerwehr vor 90 Jahren. Sagen um den Großen Kurfürsten. Von der „Gule“ im Gulen-See.

Schriftleitung: Curt Sussa.

Bon der „Gule“ im „Gulen“-See, einer versunkenen Stadt und den bleichen Spinnerinnen an der „Krebs“

In der Mörner Heide, unweit der Söhl, die sich in dem hohen Holz etwa fünfzehn Meter lang zur Kunstmühle, die an einem Wasserschloß entlangfließt, liegt, in einem von Riesern, Bäumen, Waldhölzern und Sträuchern alter Art direkt unverbautem Wiesengrund eingetieft, ein stiller, verträumter Weiher. Söldner kleinen Wasserstellen gibt es in den großen Lübenberg umgebenden Wäldern nicht viele, und um einige von ihnen hat die Sage späiges, buntes Märchenwerk gesponnen. Namenlos ist jenes Wässchen in den Landkarten verzeichnet, aber es gehört zu denjenigen, um welche geheimnisvolles Rätsel wülstert. Wenn der Wind durch die Wipfel der hohen Bäume und über den Spiegel des Teiches streicht, beginnen seine Wellchen zu sprechen und erzählen alte Mären. Die Blümchen und Grashäubchen aber, die am sanft ansteigenden Ufer ihres heimlichen Daseins führen, sind dazu, als ob sie jene seltsamen Geschichten betäufeln wollten. Sie müssen sie ja auch kennen, sind sie doch von jener die treuen Schädelsgänsen genüdeten namenlosen Wässerlein gewesen. Die weißen Teichrosen, die auf dem schwimmenden „Mummeln“, neigen ihre Haupter einander zu, als wollten sie sich sagen: „Unser Teich ist hier, hat zwei kleinen überwunden Menschen, die haben ihm einen Namen gegeben, und die Sprache dieser Menschen heißt „Vollmund“, und der spricht immer das Rechte aus.“ Dieser Vollmund nun hat den Weiher den „Gulenteich“ genannt.

Was will dieser seltsame Name besagen? Wer in der kur- und neuärtlichen Vollmundsweise weiß, der weiß auch, daß die „Gule“ etwas Unheimlich-Wehentöles ist, das in unergründlich tiefen Waldwälzen haust und abends gleich nach Sonnenuntergang gewöhnlich den Menschen aus der Teich herauftreibt und sie, in einem grauen, leichten Nebelschleier kleidet, über die ganze Welt verbreitet. Es ist gefährlich, dieser Zeit der Menschen der betreffenden Teiche zu nahe zu treten. Um heimlich lauert die Gule auf den einfamen Wanderer und zieht ihn zu sich hinab in ihr fernes Reich. Die Menschen sagen, dort fasse sie ihm das Blut aus, aber jowei sie auch davon trinkt, es ruht ihr nichts, denn sie ist ja nicht von Fleisch und Blut, sondern wesenlos. Mitunter haben Personen, die abseits des Gulenteiches den Weg durch den

Wald führen, ein Kreischen und Schreien auf dem Teich vernommen: „Hör die Enten!“ hat dann wohl einer gesagt. „O nein!“ hat dann sein Weggenosse erwidert. „Das ist die Gule, die ist wildt, daß wir nicht am Teich vorbeigegangen und somit nicht ihr Opfer geworden sind.“ Es sind wiederkehrt im Gulen-See in der Mörner Heide Menschen auf Rimmerwiedersehn verschwunden. Wir sagen, sie sind beim Baden ertrunken, und da der Weiher sehr tief ist, hat man wohl diesen oder jenen nicht mehr gefunden, wie z. B. jenen Steinmeier aus Mörn vor Jahren, aber der war schwerer Leibes und kam vom „Kindelsber“ in Uple. Da hatte er sich im Teich verirrt und war wohl in den Gule habe ihn geholt. —

Wie gefragt, Wässergespenster treiben ihr Wesen in der ganzen Mark Brandenburg. Sie suchen sich natürlich gesetzte Stellen in wässerbegleiteten Waldwinkel aus, so z. B. im Bübbete bei Königslöwen, in den Gemässern der ausgedehnten Forsten zwischen Friedeberg und Woldenberg, so in und um den Werbellinen zwischen Templin und Eberswalde. Dort soll eins eine Stadt gefunden haben, deren Riedum und Steppigkeit weit bekannt gewesen sei, wohl aber auch das lasterhafte Leben ihrer Bewohner. Darüber haben sich höchstlich die Wässergespenster empört und die Wasser erregt, so daß ihre wildwahnsinnigen und wortlose Hände die Stadt in die Tiefe rissen. Wie hier vergangenen sei, soll aus einer Mündung des Teiches ein Brod heilige steige sie, so heißt es aus dem Wässer empord und läuft nach einem Sonntagsmorgen aus, den ein solches nur kann sie aus der Tiefe erlösen. Als ein solches Sonntagsfest nun einmal zur Mündigkeit an der betreffenden Stelle vorbeigegangen sei, habe die Jungfrau siehend die Hände zu ihm emporgestreckt und Schreden ergriffen, und es sei entzweit entflohen. Als daselbe wieder einmal an dieser Stelle vorbeiging, sei es von der verunkreunten Jungfrau aus Fläme in den See gezogen worden.

Im Sternbergschen und den angrenzenden Lausitzer Landstrichen singt man noch heute Das Lied von der schönen Agnes, um die ein Wässermann ward. Nach sieben Jahren zog dieser sie in sein nasses Reich, weil sie während dieser ausbedeutenden Zeit zur Sichelschlägerprüfung fleißig zur